

Die jungen Alten

Wir sind die, die Ihr kriegen könnt

S. Kraul

Wir, die Millennials, kommen in unser bestes Alter. Generation Y [Why] macht der Generation Z Platz, die Baby-Boomer sollten uns Platz machen. Wir haben „fertig gelernt“ und sind in dem Alter angekommen, Verantwortung im großen Stile zu tragen und selbst Führungspositionen zu übernehmen. Wir haben Träume – wir wollen „sinnerfüllende Arbeit und Freizeit mit hohem Maße an sozialer Sicherheit verbinden“, wie es so passend in einer Vortragsreihe der Heinrich Böll Stiftung 2018 geschrieben steht [1]. Es sind die ausformulierten Träume der vorherigen Generation. Y – Why – warum – wir hinterfragen, wir beobachten und wir wollen die Veränderung.

Wir haben uns gemeinschaftlich die Anerkennung einer Elternzeit in der Gesellschaft, eine Reduktion der Wochenarbeitszeit für Männer und Frauen und eine pünktlich endende Arbeitszeit erarbeitet. Oder doch nicht?

Noch immer gibt es Vorurteile und schiefe Blicke, wenn jemand in Teilzeit arbeitet. Noch immer fehlt die Arbeitskraft, wenn ein Kollege für zwei Monate in Elternzeit geht, noch immer kämpft man mit schlechtem Gewissen, wenn man pünktlich nach Hause geht. Wir wollen nicht weniger arbeiten, sondern eben auch für unsere Familie da sein. Denn die „Care“-Arbeit macht sich nicht von alleine. Und so ist die gesellschaftliche und gemeinschaftliche Anerkennung der sogenannten Care-Arbeit genauso wichtig, wie die Gleichstellung von Mann und Frau. Der Gender Care Gap zeigt den unterschiedlichen Zeitaufwand, den Frauen und Männer für

unbezahlte Sorgearbeit aufbringen. Die Erhebung 2012/2013 zeigt, „dass Frauen täglich 87 Minuten mehr Care-Arbeit verrichten als Männer, was einem Gender Care Gap von 52,4 % entspricht“ [2]. Noch immer leisten Frauen im Haushalt und in der Gemeinde mehr Arbeit als Männer. Viele Männer sind bestrebt, die Frauen dabei zu unterstützen und wir finden uns in einer Zeit wieder, in der beide Geschlechter sich in ihrer Rolle als Haus- und Arbeitsmensch versuchen zu finden. Zu unserer Generation Y gehört, das Männer UND Frauen arbeiten gehen UND beide in der Familien- und Hausarbeit helfen. Die Mehrbelastung steigt nun für beide Geschlechter.

Doch wir wollen es so. Niemand möchte zu Hause bleiben und „nur“ Familie machen. Zur Karriere in einer funktionierenden mitteleuropäischen klassischen Familie gehören mindestens zwei.

Ich bin in der ehemaligen DDR aufgewachsen, meine Eltern waren beide Ärzte. Beide Elternteile und die „sozialistische Erziehung“ haben sich um uns gekümmert. Zur Wende gab es einen Cut. Mein Vater ging in den „Westen“, dort konnte man mehr Geld verdienen. Meine Mutter verwirklichte sich ihren Traum, selbstständig und unabhängig zu arbeiten. Sie gründete mit einer Kollegin eine Gemeinschaftspraxis für Allgemeinmedizin. Mein Bruder und ich waren zwölf und zehn Jahre alt. Man könnte meinen, wir Kinder waren aus dem „Gröbsten raus“ und konnten schon auf uns selbst aufpassen.

Was haben wir Kinder getan in dieser Zeit der Unabhängigkeit? Das heutige „Zocken“ (Video-/Handyspiele) ist das

damalige „Glotzen“ (Fernsehen gucken). Wir waren unbeaufsichtigt und haben uns mit Schnitte, Snacks und Bofrost selbst versorgt. Jena, 1991, es ist 19.30 Uhr, mein Bruder filmt mit der neuen Hi8-Videokamera: Ich sitze auf dem Ecksofa vor dem Fernseher und knabbere Chips; ein Schwenk aus dem Fenster zum Parkplatz: meine Mutter, voll bepackt mit Akten und Einkäufen. In weißen Kinderlettern geschrieben, fährt der Satz „Mutti kommt von der Arbeit“ übers Bild.

Wir begriffen aber auch, welche Möglichkeiten sich uns auftaten. Wir wurden neugierig, wollten die Welt bereisen, konnten Entscheidungen selber treffen. Ein Austauschjahr in Amerika, die Erfindung des Internets und die Möglichkeit des unbegrenzten Wissens machten die Welt für uns immer größer.

Das klassische Pendant zur „DDR-Kindheit“ der 1980er Jahre ist mein Mann. Er wuchs in Baden-Württemberg und Bayern auf. Er war ein klassisches Ärztekind der BRD. Der Vater strebte eine Uni-Karriere an, folgte den Rufen zum Professor in verschiedene Städte. Die Mutter ebnete dem Ehemann den Weg dazu. Sie versorgte die drei Kinder und zeitweise auch die Schwiegereltern. So konnte sie nicht mehr ihrer Berufung als Kinderärztin nachgehen. Es gab keine Kinderkrippe oder Hort, die die Kinderversorgung mitübernehmen konnten. Mein Mann und seine Brüder bekamen den Vater nur selten zu Gesicht.

Auch hier taten sich neue Wege für die nächste Generation auf: Sie nutzten die Freiheit, wenn der Vater nicht zu Hause war oder holten das Auto aus der Ga-

rage, wenn der Schlüssel noch steckte. War dies das große Glück für jedes Elternteil? Muss man Abschlüge machen, um anderen den Aufstieg zu ermöglichen? Braucht man mehr Geld, um glücklicher zu werden? Die Fragen sind unendlich. Wir wollen Antworten finden, in dem wir es versuchen.

Die Gemeinsamkeit unser beider Kindheitserfahrung ist die bleibende Idee, es anders machen zu wollen. Wir sind auch Arzt und Ärztin geworden, teilen unsere Care-Arbeit und erziehen die Kinder gemeinsam.

Wir haben den Wunsch, unsere Beziehungen zu pflegen und Zeit zu haben für alle Anliegen. Es gibt kein Richtig oder Falsch. Es gibt nur ein Ausprobieren. Es gibt die Möglichkeiten, Chancen zu nutzen und sie auch zu geben. Es ist die Aufgabe der Älteren, Neues zuzulassen, zu staunen und zuzuhören. Es ist die Aufgabe der Jüngeren, zu staunen, zu respektieren und zuzuhören. Siehe da, es ähnelt sich. Wir ähneln uns. Wir sind alle Menschen, mit Wünschen, mit Plänen, die sich zerwerfen und die sich täglich neugestalten. Wir müssen alle mit den aktuellen Umständen zu Rande kommen. Es geht um Zusammenhalt, um Kollegialität und soziales Miteinander.

Wir 30- bis 45-Jährigen staunen nicht schlecht, wenn die jungen motivierten Studierenden und neuen Assistenzärztinnen und -ärzte pünktlich gehen wollen oder gar auf ihre Mittagspausen pochen, gar im Praktischen Jahr schon in Teilzeit gehen. Haben wir uns noch kaum getraut, was damals gar nicht üblich war, wird es immer mehr zur Selbstverständlichkeit. Was? Zeit zu haben und sich Zeit zu nehmen. Für was? Für sich und für die anderen.

Es geht nicht darum, andere zu verdrängen. Wir sehnen uns danach, dazu zu gehören. Das Bild des klassischen Arztes wandelt sich. Es heißt jetzt Ärzt:in sowie Studierende. Schließlich gibt es mehr Frauen in der Medizin. Für das Jahr 2015 zählt das Statistische Bundesamt bundesweit 89.998 Medizinstudierende in allen Fachsemestern, davon 54.638 Frauen. Von den rund 11.000 Erstsemestern an den staatlichen Hochschulen sind es oftmals über 60 Prozent Frauen, die im Studienjahr 2016 gestartet sind. Bei den Absolventinnen und Absolventen des Medizinstudiums liegt der Frauenanteil bei 65 Prozent [3].

Es ist an der Zeit, Veränderungen nicht nur wahrzunehmen, sondern sie auch vorzunehmen. Eine berufstätige Frau,

die Familie hat, wird sich kaum mehr einer 60-Stunden-Praxis auf dem Land zuwenden (auch die Männer suchen nach anderen Möglichkeiten). Unsere Gesellschaft wandelt sich: Nicht mehr Alleingänger, sondern Teamplayer ist das Motto. So haben es uns die Schulen und die unendlichen Möglichkeiten beigebracht. Die Zahl der angestellten Ärztinnen und Ärzte nimmt deswegen zu. Nicht, weil wir uns der Verantwortung entziehen wollen, sondern weil wir sie aufteilen müssen. Ich bin gespannt auf die nächste Generation, die wieder alles anders macht. Ich hoffe, ich werde bereit dafür sein.

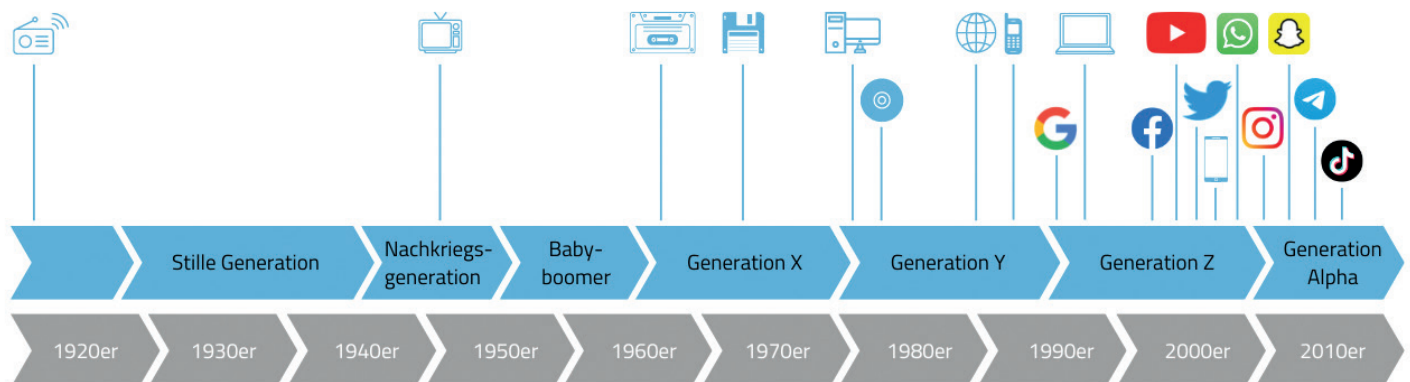
„Schon bald müssen wir uns entscheiden zwischen dem richtigen Weg und dem leichten.“
(Dumbledore in „Harry Potter und der Orden des Phönix“) ■

Literatur unter www.slaek.de →
Presse/ÖA → Ärzteblatt



Swantje Kraul, Leipzig

ZAHLEN, DATEN, FAKTEN



Quellen: www.pewresearch.org; Klaffke M., Nachkriegsgeneration bis Generation Z, Springer Gabler, 2021; <https://mccrindle.com>